

Stille Nacht

Von KateFromHighburyPark

Stille Nacht

Leise wohlklingende Töne durchdringen die kalte Nacht. Es ist ein einsamer Mann, der ein Lied angestimmt hat. Sein Gesang ist klar und deutlich, doch seine Worte klingen fremd, aber doch irgendwie bekannt. Es klingt anders. Stille Nacht, singt er. Heilige Nacht. Doch obwohl ich seine Worte nicht verstehe, die Melodie ist mir bekannt. Das einzige was uns trennt, sind die Worte in dieser für uns so fremd klingenden Sprache, doch bedeuten werden sie wohl das gleiche. Ich fühle mich diesem Mann verbunden, ein fremdartiges Gefühl, sind wir doch eigentlich hier um diese Männer da drüben zu töten. Doch wir sind alle doch nur Menschen. Wir können nichts für unsere Gefühle, und an diesem Tage schon gar nicht. Wir wären so gerne zuhause mit den Familien, Freunden, oder Ehefrauen und Freundinnen. Doch stattdessen sind wir in Flandern, mitten im Niemandsland. Wir sitzen in tiefen Gräben, befestigt mit Holz und von vorn verdeckt von Stacheldraht.

Über uns tut sich ein endloser, sternklarer Nachthimmel auf und abertausende von kleinen Lichtpunkten funkeln am Himmel. Der volle Mond hängt weit im Westen und ein leichter Hof umgibt ihn. Von unten sieht es aus wie der Nebel, der so oft über diesem Schlachtfeld hängt und uns die klare Sicht verdeckt. Der Nebel, der immer dann aufzieht, wenn eine Schlacht gerade kurz unterbrochen ist, die Männer ihre Gewehre nachladen, die Geschütze neu bestückt werden. Und die Körper der Gefallenen die verdreht im Schmutz liegen.

Doch er wirft fahles Licht herab auf die Erde, auf der eine leichte Schneedecke liegt. Schnee, der scheint die verwundete und aufgerissene Erde des Niemandslandes zuzudecken wollen. Einfach zuzudecken, und keinen Laut und kein Leid mehr hindurchzulassen. Doch nicht nur die verwundete Erde, auch die Körper der Gefallenen, unserer Kameraden und den Kameraden des Mannes, der leise und sanft das Weihnachtslied singt. Ihre Körper bilden unter dieser Schneedecke kleine Hügel. Es ist bitterkalt. Die Luft, wäre ein Wind gegangen, wäre schneidend und würde uns durch Mark und Bein dringen. Wir alle haben wollene Mützen auf dem Kopf, und uns dazu Schals und um Hals und Kopf gewickelt, darüber tragen wir unsere Stahlhelme. Es ist Weihnachten, im Jahre 1914, das erste Weihnachten im Felde. Die Flandernfront steht still. Nichts tut sich im Moment, als würde die Welt den Atem anhalten. Doch die Welt ist es nicht. Wir sind es, die den Atem anhalten, die darauf warten was in den nächsten Sekunden, Minuten und Stunden geschehen wird. Werden wir zuerst das Feuer eröffnen, oder sie. Wird bald wieder der Kanonendonner, das Maschinen- und Gewehrfeuer über die nächtlichen Felder hallen? Werden die Kameraden, oder gar wir selbst, schreiend zusammenbrechen, den letzten Blick auf den Himmel mit den funkelnden Sternen richten, oder auf den Dreck und Schnee, der uns jetzt zu Füßen

liegt?

Plötzlich wird das Singen lauter, mehrerer Kehlen stimmen mit ein. Sie beenden ihr Stille Nacht und gehen zu einem anderen Lied über. Doch noch immer höre ich den Mann, der ganz zu Beginn gesungen hat, heraus.

Langsam lege ich die Hände in meinen Schoß, meine Augen brennen. Dann wage ich einen Blick über die Deckung des Grabens, durch den Stacheldraht hindurch. Neben mir steht ein Kamerad und tut dasselbe. Hätten wir beide nicht das Gleiche erblickt, wir hätten es nicht geglaubt. Auf der deutschen Linie, die nur ungefähr hundertfünfzig Meter uns gegenüber liegt, an deren Ränder stehen kleine Tannenbäumchen und Kerzen brennen.

Irgendwer aus unserer Stellung ruft eine Warnung nach drüben, ein anderer schießt eine einzelne Kugel ab, doch da taucht ein Kopf über der anderen Stellung auf und ruft herüber, man möge doch nicht schießen, schließlich sei doch Weihnachten. Man könnte doch miteinander reden.

Wir setzen uns langsam zurück auf den kalten Boden. Unsere Uniformen sind klamm und feucht, die Kälte dringt zunehmend hindurch. Ich puste warme Luft in meine zusammengedrückten Hände. Ein Stück im Graben weiter haben sie ein kleines Feuer angefacht, verbrennen Holzstücke, die von den Befestigungen weggefallen oder weggeschossen worden sind, und wärmen sich ihre kalten Finger.

Doch die Worte, die eben von der anderen Seite herübergerufen worden sind, scheinen den ein oder anderen berührt zu haben. Ich und mein Kamerad sehen jemanden über den Rand des Grabens klimmen, eingemummt in einen dicken Wintermantel, in der Hand eine Laterne. Es könnte unser Sergeant sein. Dann steigt noch einer, und ein dann dritter Mann hinweg über den Stacheldraht, hinein in das von Granattrichtern und Leichen übersäte Land. Die kleine Gruppe geht stetig nach vorne, der anderen Linie entgegen. Hoch erhoben die Laterne, deren fahles Licht einen leichten Schein auf ihre Gesichter wirft. Und ihre Körper zeichnen sich im Gegenlicht der Tannbäumchen der anderen Linie als schwarze Silhouetten ab.

Wir sind aufgestanden und blicken wieder gespannt über den Rand und durch den Drahtverhau. Etwa in der Mitte schimmerte ihnen eine Kerze entgegen, ein Mann hält sie fest und scheint auf die kleine Gruppe von unserer Seite zu warten. Von hinten werden die unseren von Taschenlampen beleuchtet, falls die andere Seite doch etwas Falsches zu tun gedenkt. Leise Sprachfetzen dringen zu uns herüber, wie anfangs die leisen Töne des einsam singenden Mannes. In der Hand halten die Männer immer noch ihre Lichter und Laternen. Die hellen Ovale ihrer Gesichter, die ab und zu von einem Lächeln erleuchtet werden, sehen wir bis zu den Gräben. Jetzt dröhnt Gelächter herüber. Sie scheinen sich zu verstehen.

Ich werfe dem Kamerad neben mir einen Blick zu, in seiner Hand hält er ein zerknittertes Stück Papier, dessen Ränder schon ganz abgegriffen sind. In seinen Augen stehen Tränen. Langsam hebt er den Blick und sieht mich an. Von seiner Frau sei der Brief, erklärt er mir leise. Der letzte seit drei Wochen, er habe seinen schon vor einiger Zeit abgeschickt, und eine Feldpostkarte mit Weihnachtsgrüßen. Seine Hand greift in den Briefumschlag und er zieht eine Photographie heraus. Seine Kinder, sagt er und gibt mir das Bild. Dann senkt er den Blick und seine Schultern beginnen zu zucken.

Langsam rücke ich zu ihm hinüber und lege meinen Arm um seine Schultern, er lehnt den Kopf gegen mich und weint lautlos, sein Gesicht in meine Uniform gepresst. Meine Hand mit dem Bild zittert leicht. Ich getraue mich nicht es anzusehen, aus Angst die Verbindung, die Freude und Gefühle, die mein Kamerad hat, wenn er es betrachtet

irgendwie zu stören. Ich halte es einfach in der Hand und denke ebenfalls an zuhause. An das junge Mädchen, das auf mich wartet und mir lange Briefe schreibt. An meine Eltern, die auf ihren einzigen Sohn warten. Ich denke an die Kameraden, die nicht mehr an ihre Familien denken können, die es von woanders her tun, und die jetzt kalt und steif draußen im Schnee liegen, die Körper im Todeskampf verkrampft, die Gesichter zu Grimassen verzerrt. Und ihre Hände in den Boden gekrallt, als wollten sie sich festhalten und nicht loslassen, von dem Leben, dass in diesen Momenten aus ihnen herausgeflossen ist und langsam im braunen Boden versickert ist.

Mein Kamerad weint immer noch lautlos, mein Arm ist fest um seine Schulter gelegt. Ich möchte ihn festhalten und ihn trösten, ihm einen Halt geben, wenn es schon seine Familie nicht tun kann. Das Bild kann ich nicht ansehen, ich lege es ihm zurück in die Hand und er schließt sie fest darum. Ein klein wenig Halt gegen kann es ihm vielleicht. Doch wer gibt ihn mir? Ich selbst versuche es, versuche immer weiter zu machen, auch wenn es sinnlos scheint. Und in den wenigen Momenten der Ruhe, nehme auch ich das Bild heraus, das in meiner Jackentasche steckt. Das Bild der jungen Frau, die mich anlächelt, als könne sie nichts erschüttern, als wolle sie mir Stärke geben.

Mein Kamerad lässt sich zu Boden sinken und ich gehe mit ihm. Ich lehne mich zurück und schließe die Augen, denke daran, wie es wohl wäre zuhause. In der Wärme des Hauses, der Tannenbaum in der Ecke, die Kerzen darauf und die Geschenke darunter. Lächelnde Gesichter, freudiger Gesang, Gelächter, wenn die Geschenke ausgepackt werden.

Die Männer singen wieder, aus vielen Kehlen erschallt es herüber. Mal stärker, mal schwächer, und da stimmen auch die Unseren mit ein. In unserer Sprache, doch das gleiche Lied. Wie können Menschen, die sich doch so ähnlich sind, die doch eigentlich gleich sind, aufeinander schießen und sich niedermetzeln?

Langsam verebbt das Schluchzen des Freundes neben mir. Sein Blick ist wieder auf das Bild fixiert. Da hebt er ihn wieder und sieht mich an. Wortlos scheinen wir uns zu verstehen, denn neben uns singen jetzt beinahe alle Männer. Er nimmt seine Mundharmonika heraus und beginnt die Melodie mitzuspielen.

Die Lieder schallen durch die Nacht, die vielen Männerkehlen verschmelzen zu einem Chor. Im nächsten Graben stimmen die Franzosen und Belgier mit ein. Drei verschiedene Sprachen sind es jetzt. Deutsche, Briten, Franzosen und Belgier, alle gemeinsam.

Plötzlich fliegt etwas in den Graben und ein paar Männer zucken unwillkürlich zusammen, haben wir doch schon so viele schlechte Erfahrungen erlebt. Doch es ist ein Mistelzweig, der da über den Rand hereingefallen ist. Ein einfacher grüner Mistelzweig. Mein Kamerad greift danach, lässt die Mundharmonika kurz von den Lippen. Sein Gesicht ist plötzlich voller Frieden, und da lacht er mich an. Die Deutschen, sagt er, die seien doch keine üblen Kerle. Einfach Menschen wie wir.

Was sie sonst seien, frage ich mich. Sie können doch nicht unmenschlich sein, nur weil ihnen befohlen wird auf uns zu schießen. Sie können doch nicht unmenschlich sein, nur weil sie befolgen, was ihnen aufgetragen wird. Wir tun das gleiche, und nur weil wir es tun müssen.

Ich stehe auf, blicke wieder über den Grabenrand. Viele Männer stehen dazwischen, alle möglichen unterschiedlichen Uniformen, alle gemischt. Die einen halten Schaufeln und Spaten in den Händen und die anderen stehen gebeugt über die Gefallenen da. Als die ersten Löcher ausgehoben sind, legen sie die Gefallenen hinein. Dann werden ihre Körper mit der mit Schnee vermischten Erde bedeckt. Sie bekreuzigen sich, die Männer, ob Deutsche, Belgier oder Briten, dann machen sie

weiter.

Plötzlich steht mein Kamerad vor mir auf dem Rand, sein Gesicht spiegelt immer noch den Frieden wieder, den er, und auch wir, für kurze Zeit gefunden zu haben scheinen. Er reicht mir die Hand und hilft mir aus dem Graben, dann gehen wir zu den anderen und helfen ihnen mit Schaufeln und Spaten.

Ein paar der Deutschen sprechen ein wenig Englisch, wir fragen sie einfach, ‚Wie geht es dir?‘ oder ‚Was macht dein Vater?‘, ‚Hast du eine Frau?‘. Harmlose Fragen, die aber doch ein Lächeln auf des anderen Gesicht erscheinen lassen.

Wir laufen durch den Schneematsch und den Dreck, doch es macht uns nichts aus. Niemand muss auf dem Bauch robben, über Leichen hinweg kriechen, oder geduckt mit dem Gewehr in den Hand haltend laufen. Wir halten Kerzen in den Händen, stellen sie irgendwo ab und bald ist das Niemandsland nicht länger Niemandsland. Für kurze Zeit ist es ein bevölkertes Stückchen Land geworden, etwas das sonst nie passiert, und auch nicht freiwillig. Doch wir stehen aus freien Stücken hier. Vor mir steht ein deutscher Soldat, statt seiner Pickelhaube eine einfache Mütze auf dem Kopf. Er hält mir einfach die Hand hin, lächelt mich an. Ich ergreife seine Hand und er sagt: „Frohe und friedliche Weihnachten.“ Ich wünsche ihm dasselbe, und allen anderen auch.